

Dirk Hohnsträter

**Im Zwischenraum.
Ein Lob des Grenzgängers**

Grenzen, Grenzüberschreitungen und Grenzgänge gehören zur *conditio humana*. Begrenzt durch seine Endlichkeit, zugleich der Entgrenzung in mögliche Welten fähig, fasziniert der Mensch durch seine prekäre Zwischenstellung. Entgrenzungen können befreien von Zwang und Einengung, aber sie können auch zur völligen Auflösung ins Beliebige und Unlebbare führen. Begrenzungen können vor zerstörerischen Kontakten und Einflüssen ebenso schützen wie sie erneuernde, anregende Möglichkeiten und Chancen fernhalten können. Von Grenzsituationen geht eine außergewöhnliche Anziehungskraft aus; man denke nur an die einzigartige Faszination, die Zeiten des Umbruchs – sogenannte Epochenschwellen – ausstrahlen. Interimszeiten mit ihrer gespannten Atmosphäre setzen ein kreatives Klima frei. Von Grensräumen haben sich Künstler und Schriftsteller immer wieder inspirieren lassen: In Triest, im Prag der Kafkazeit, in Paul Celans Bukowina, im Gewühl New Yorks, Londons, Barcelonas, Berlins, aber auch in Häfen und auf Märkten, in Cafés und auf Bahnhöfen weiten sich die Horizonte, mischen sich die Akzente, entstehen aus der Reibung der Kulturen die Energien der Anschauung.

Von der Untersuchung liminaler Phänomene darf man mithin besondere Erkenntnisse erwarten, enthüllt sich doch im Extremen, was in den Routinen des täglichen Lebens verborgen bleibt, wirft doch das Widerspiel von Grenze und Überschreitung ein besonders scharfes Licht auf kulturelle Prozesse. Längst zeichnet sich ab, daß *liminal studies* zu einem festen Bestandteil kulturwissenschaftlicher Forschung geworden sind.¹ Dabei geraten insbesondere Probleme der Interkulturalität ins Blickfeld. Eric Leed hat vorgeschlagen, „den Begriff des Reisens dahingehend zu erweitern, daß darunter jede Form einer (auch nur symboli-

¹ Vgl. etwa Henderson, Mae G. (Hg.): *Borders, Boundaries, and Frames. Essays in Cultural Criticism and Cultural Studies*. London, New York 1995.

schen) Grenzüberschreitung verstanden wird“.² Wirft man nun einen Blick auf zeitgenössische Reiseliteratur, so wird deutlich, daß es nicht länger die Überschreitung von Grenzen, sondern der Gang *auf* Grenzen ist, den die avancierten Texte gestalten. Ihre Autoren brechen nicht von einem Ort auf, um dann einen anderen, vormals unbekannten zu erschließen; vielmehr positionieren sich Schriftsteller wie etwa Gloria Anzaldúa und Guillermo Gómez-Peña von vornherein *dazwischen*, auf einem dritten Ort, den Umschlagplätzen und Zirkulationsstätten der Kulturen, auf der Grenze eben. Das „border writing“³ dieser neuen Weltliteratur erkundet „blurred boundary areas“⁴, leistet Übersetzungsarbeit, erprobt hybride Formen des Schreibens und Lebens. Homi Bhabha faßt zusammen:

By reconceptualizing culture as a category of translation, as an analytic of ‚borderline‘ transformation, we might open up a range of questions that link the growing interdisciplinarity within the academy, with the global and the transnational nature of cultural transformations.⁵

Auf Grenzen zu gehen, die Frage nach den Zwischenräumen zu stellen – dieses Erfordernis wird in der Tat täglich deutlicher. Ein Blick auf die Signatur des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts drängt eine genauere Untersuchung liminaler Kategorien auf, die als Leitmetaphern, als kulturelle Suchbilder auf der Agenda stehen: Individuen und gesellschaftliche Einrichtungen in einer zunehmend ausdifferenzierten Lebenswelt voller hochspezialisierter Akteure brauchen intersubsystemisches Wissen, um sich weiterhin zurechtfinden zu können. Migration und Globalisierung verlangen von immer mehr Menschen interkulturelle Kompetenz, damit Verständigung möglich bleibt. Die alarmierende ökologische Situation des Planeten Erde erfordert intergenerationelles Bewußtsein, falls die natürlichen Lebensgrundlagen für unsere Kinder und Kindeskiner erhalten werden sollen. Überdies gewinnt die Kommunikation via Interfaces an Bedeutung: Schnitt-, das

² Leed, Eric J.: Die Erfahrung der Ferne. Reisen von Gilgamesch bis zum Tourismus unserer Tage. Frankfurt/M., New York 1993, S. 16f.

³ Hicks, Emily D.: Border Writing. The Multidimensional Text. Minneapolis, Oxford 1991.

⁴ Clifford, James: Traveling Cultures. In: Cultural Studies. Hg. v. Lawrence Grossberg u.a. New York 1992, S. 96-116, hier S. 99.

⁵ Bhabha, Homi K.: Frontlines/Borderposts. In: Displacements. Cultural Identities in Question. Hg. v. Angelika Bammer. Bloomington, Indianapolis 1994, S. 269-272, hier S. 271.

heißt Grenzflächen schieben sich zwischen die Beteiligten. Wissenschaftler forcieren inter- und transdisziplinäre Projekte und überschreiten die Grenzen ihrer Fächer. Kultur- und Literaturwissenschaftler richten ihr Augenmerk auf intertextuelle Bezüge. In Städtebau und Architektur zeichnen sich Bemühungen um „die Freisetzung intermediärer, interstitieller Zonen an strategisch wichtigen, öffentlichen Knotenpunkten“ ab, geleitet vom Ideal einer Urbanität durchmischter Lebensbereiche.⁶

I.

Wie kam es zu dieser Kultur des Zwischen? Und wie könnte eine überzeugende Konzeptualisierung des Liminalen aussehen? Zunächst ein Blick zurück. In seiner Geschichte des Horizonts hat Albrecht Koschorke gezeigt, „wie zu Beginn der Neuzeit die Aporetik fester Grenzen die Generalanschauung einer progressiven und endlichen Horizontbewegung aus sich hervortreibt“, und darüber hinaus unterstrichen,

daß die unter dem Prinzip der Öffnung und des Aufbruchs stehende Horizontdynamik der Frühen Neuzeit und der Aufklärung jenseits einer imaginären Mittelachse, die mit der Romantik anzusetzen wäre, in Richtung auf eine Permanenz der Schließungen, der unaufhörlichen Wiederkehr der Grenze fortgedacht wird. Und zuletzt stellt sich heraus, daß in einer Art Symmetrie am Ende des historischen Spannungsbogens der Neuzeit die Horizontstruktur von Wissen und Erfahrung überhaupt ungültig wird – wahrscheinlich um neuen, das Denken der Immanenz und ihrer Überschreitung hinter sich lassenden Bewußtseinsformen Platz zu machen.⁷

Datiert man den Beginn der Moderne mit der Frühromantik und bezeichnet das Endstadium als postmodern, dann lassen sich folglich – grob und Kontinuitäten unterbetonend – drei Umstellungsmomente markieren: die Genese der Überschreitungsdynamik zu Beginn der Neuzeit, die Brechung des Übertretungsopti-

⁶ Libeskind, Daniel: Radix – Matrix. Architekturen und Schriften. Hg. v. Alois Martin Müller. München, New York 1994, S. 72.

⁷ Koschorke, Albrecht: Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern. Frankfurt/M. 1990, S. 9.

mismus um 1800 (der Moderne) und den Kollaps transgressiver Konzepte am Ende des 20. Jahrhunderts (der Postmoderne).

Zunächst emanzipierte sich das neuzeitliche Subjekt aus der vorgefundenen Ordnung, sagte sich los von überkommenen Gewißheiten und machte sich auf die Suche nach der Welt hinter den alten Schranken. Magische, mythische und (offenbarungs-)religiöse Bindungen wichen wissenschaftlicher Neugier und setzten eine Entfesselungsdynamik, einen Infinitismus der Transgression frei, der sich auf längere Sicht auch von Residuen, Rückfällen und Neuauflagen verabschiedeter Befestigungen nicht umkehren ließ. Gleichwohl wurde der Überschwang dieser Überbietungsbewegung um 1800 problematisch. In der Reflexion der Romantik auf einen ebenso unverfügbaren wie stimulierenden Grund allen Entgrenzens wurde klar, „daß jedes erreichte Ziel nur neuerlicher Ausgangspunkt der Sehnsucht ist“.⁸ Die romantisch-moderne Doppelstruktur von Entzug und Versprechen, Vorwärtsdrängen und Zurückweichen kam beispielsweise im Motiv des geöffneten Fensters zum Ausdruck: es gibt den Blick frei aufs Unermeßliche, zeigt jedoch zugleich dessen Unerreichbarkeit.⁹ Ähnliches läßt sich an der Eisenbahnreise demonstrieren: In der raschen Überwindung räumlicher Distanzen manifestiert sich eine bislang unbekannte Überschreitungsfähigkeit, dennoch bleibt das Bewußtsein eines zurückzudrängenden Widerstandes stets präsent.¹⁰ Das Beispiel zeigt auch, daß sich der Entgrenzungsimperativ der Neuzeit im 19. Jahrhundert in der Industriellen Revolution materialisierte und mit Hilfe der nunmehr zur Verfügung stehenden Technik gestaltend in die Natur eingriff. Im 20. Jahrhundert steigerte sich das expansive Ausgreifen durch Kernspaltung und Genveränderung erneut; schließlich begann man, fortschrittsskeptisch von den „Grenzen des Wachstums“ zu reden. Allmählich überlagerte nämlich die Erfah-

⁸ Ebd., S. 215.

⁹ Vgl. Pikulik, Lothar: Schwelle und Übergang. Zu einem Schlüsselmotiv der Romantik. In: *Aurora* LIII, Nr. 1 (1993), S. 13-24.

¹⁰ Vgl. Schivelbusch, Wolfgang: *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*. Frankfurt/M. 1989, bes. S. 58: „Die Geschwindigkeit und Gradlinigkeit, mit der der Zug die Landschaft durchquert, vernichtet diese nicht, sondern bringt sie erst richtig zur Entfaltung.“

rung letztlich Vergeblichkeit das Streben nach Unbedingtem. Bereits Nacht- und Nachromantik näherten sich nihilistischer Abgründigkeit. Zu vorgerückter Stunde ging es zum einen um die Verteilung der technisch-industriellen Entgrenzungsgewinne („Soziale Frage“) und das Einklagen der universal angelegten Befreiungsprogramme, zum anderen provozierte ein stagnierendes und verfallendes Bürgertum die historischen Avantgarden, in denen sich die transgressiven Kräfte erneut aufbäumten. Archaische und exotische Kulturen, Verrückte, Kinder, Drogenexperimente und soziale Randzonen dienten der Erregung neuartiger Überschreitungsschübe, immer rascher folgte ein Tabubruch dem anderen, löste ein Stil den nächsten ab. Absurdität und Abstraktion reizten das Spektrum schließlich aus; einzig durch Decadrierungen konnte dem Übertretungsdruck noch nachgegeben werden: die Künstler sprengten die Rahmen, sie verließen ihre Ateliers. Interaktive Performances und die Aufwertung von Popularkultur, Werbung und Mode zeigten eine Ästhetisierung der Lebenswelt und der Existenz an, die man postmodern nennt.¹¹

Damit scheinen nunmehr sämtliche verbliebenen Grenzen abgeschafft: räumliche, weil Güter, Personen und Informationen in einer Welt globaler Märkte und digitaler Kommunikationstechnologien immer enger zusammenrücken; zeitliche, weil Beschleunigung zu einer sofortigen Erfüllung unterschiedlichster Bedürfnisse geführt hat; soziale, weil durch die Trivialisierung der Entgrenzungsgewinne Exzeptionelles die Breite erreichte, veralltäglicht wurde. Abschleifungs- mehr noch als Verfeinerungsvorgänge sind die Konsequenz: was einmal ätzend war, wirkt matt, verbraucht und kraftlos. Abgeklärte Rituale, provinzielle Nachträglichkeiten, geschmacklose Überbietungsversuche – längst musealisiert und kommerzialisiert – signalisieren ein Umkippen, eine Implosion des alten Elans. Die Postmoderne ist transzendierungssatt, weil alles bereits überschritten scheint, sie ist gekennzeichnet von einer Verknappung (ja: Erschöpfung) der Übertretungsreserven. Wenn die „Chocs“ schal, die Verfremdungen üblich und die Me-

¹¹ Vgl. Fiedler, Leslie: *Cross the Border – Close the Gap*. In: ders.: *The Collected Essays of Leslie Fiedler* Bd. II. New York 1971, S. 461-485.

taphern müde geworden sind, bleibt nur noch das Spiel mit den Zitaten und die Spirale der Selbstreferenz.

Um verstehen zu können, woran eine Theorie des Liminalen heute anknüpft, muß man sich klar machen, daß mit dieser posttransgressiven Kultur eine Rehabilitierung des Raumes verbunden ist: ein spatiales Arrangement von Gleichzeitigkeiten tritt an die Stelle einer linearen Zeitachse. Vervielfältigung ersetzt Vollendung und Fortschritt, und der Koexistenz von Unvereinbarem entspricht eine Lehre radikaler Übergangslosigkeit. Mit ihrem Kerntheorem der Dezentrierung errichten postmoderne Denker eine gänzlich unübertretbare Schranke. Das Ende der großen Erzählungen, der Metadiskurse, Totalentwürfe und übergeordneten Bezugspunkte bedeute eine Dispersion und Dissemination, die nur ein Nebeneinander der Formen gestattet. Im Gegensatz zur Unabgefundenheit der Moderne wird die Unmöglichkeit von Übergängen jedoch nicht als defizitär empfunden und bedauert, sondern positiviert, begrüßt, bejaht.¹² Andererseits läßt sich neben dieser Zustimmung auch ein Unbehagen an der Zerstreuung beobachten, wie es sich im neuerwachten Interesse am Erhabenen, dem Sub-limen, artikuliert. Gleichwohl dürfte die Flucht aus den Differenzen sowenig überzeugen wie das selbstwidersprüchliche Dogma von der Unübersetzbarkeit. Statt zu leugnen, was sich nicht umgehen läßt: die Grenze; statt zu verabsolutieren, was nach Übertretung verlangt: die Grenze; wäre es da nicht besser, auf der Grenze zu gehen? Ist es nicht an der Zeit, die Zwischenräume zu erkunden?

II.

Konzeptualisierungen des Liminalen haben eine lange Geschichte: Von der antiken Maß-Kategorie (Pera/Apeiron) über Kants transzendente Grenzziehungen bis hin zu Ludwig Wittgensteins Philosophie der unscharfen Ränder reichen die ontologischen, epistemologischen und sprachphilosophischen Versuche, am Leitfaden des Liminalen zu denken. Marxistische und anthropologisch-existen-

¹² Vgl. Lyotard, Jean-François: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien 1993, S. 122; Welsch, Wolfgang: Unsere postmoderne Moderne. 3. Aufl. Weinheim 1991, S. 33.

tialistische Geisteswissenschaftler bedienen sich dieser Metapher ebenso wie Ökonomen, die von Grenznutzen sprechen oder Ökologen, die Grenzwerte vorschlagen. Man denke etwa an Ernst Blochs Diktum, Denken heiße zu überschreiten oder an die Analyse menschlicher „Grenzerfahrungen“ bei Helmuth Plessner, Karl Jaspers und Paul Tillich. Nicht zuletzt darf Walter Benjamins „Passagenwerk“ als wirkmächtiger Versuch gelten, den Schwellengedanken für die Kulturphilosophie fruchtbar zu machen. Michel Foucault diagnostizierte:

das noch dumpfe und tastende Inerscheintreten einer Denkform, in der die Frage nach der Grenze an die Stelle der Suche nach der Totalität tritt, und in der die Gebärde der Übertretung die Bewegung des Widerspruchs ersetzt.¹³

Hinzu kommt eine Fülle einzelwissenschaftlicher Beiträge zur ‚Grenzkunde‘. Einschlägig sind hier besonders die Grenzforschung der Politischen Geographie, Studien zur Soziologie der Marginalisierung und Distinktion sowie ethnologische Werke, unter denen sich auch zwei Klassiker finden: Arnold van Genneps Buch „Les rites de passages“ von 1909 und Victor Turners Arbeiten zur „betwixt-and-between-period“ des Liminalen, welche er definiert als „that which is neither this nor that, and yet is both“.¹⁴

In der gegenwärtigen ‚Theorielandschaft‘ lassen sich mehrere Ansätze finden, die ein Denken des Zwischen versuchen. Einige sollen exemplarisch skizziert werden. Mit seinem Konzept der transversalen Vernunft gehört Wolfgang Welsch dazu. Er rekonstruiert die aktuelle Vernunftkritik und bestimmt Vernunft „als genuines Vermögen von Übergängen“.¹⁵ Diese Übergänge seien nötig, weil sich die Vernunft in zahlreiche Rationalitätstypen ausdifferenziert hat, die sich ihrerseits in widerstreitende Paradigmen auffächern. Damit nicht ein Typ die anderen dominiert, gelte es, *innerhalb* der Pluralität zu operieren – durch die

¹³ Foucault, Michel: Zum Begriff der Übertretung. In: ders.: Schriften zur Literatur. Frankfurt/M. 1988, S. 69-89, hier 87.

¹⁴ Turner, Victor: Betwixt and Between. The Liminal Period in 'Rites de Passage'. In: ders.: The Forest of Symbols. Aspects of Ndembu Ritual. Ithaca 1967, S. 93-111, hier S. 110 u. 95.

¹⁵ Welsch, Wolfgang: Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt/M. 1996, S. 48.

„Vernunftbewegungen des (...) Abwägens, der Präzisierung, Erweiterung oder Neukonstellation“.¹⁶

Der Kultursemiotiker Jurij Lotman bezieht sich ebenfalls auf einen Grenzbe-
griff. Die Grenze sei eine Zone „kultureller Zweisprachigkeit“ und der „Umko-
dierung“.¹⁷ Dialoge dürften nicht statisch, sondern müssten als dynamischer Vor-
gang gedacht werden. Beim Zeichenaustausch verwandeln sich ihm zufolge die
Mitteilungen, Neues entstehe. Ähnlich bemüht sich der Literaturwissenschaftler
Homi Bhabha darum, binäre Raster zu überwinden und schlägt stattdessen die
Freilegung eines „Third Space“ vor.¹⁸ Sein Programm erfordert a „taste for in-
between states and moments of hybridity“.¹⁹ Sein Projekt charakterisiert er als
„living on the borderlines [...] continually involved in border crossings and inter-
textual negotiations“.²⁰ Bhabhas Denken ist inspiriert von postkolonialen Schrift-
stellern wie Toni Morrison, Derek Walcott, Hanif Kureishi, Salman Rushdie und
V.S. Naipaul mit ihren „cross-cultural identities“²¹ oder Künstlern wie Anish Ka-
poor, dessen Installationen und Skulpturen Räume zwischen Gegensätzen erkun-
den.²² Unterdessen hat der Geograph Edward Soja Bhabhas Gedanken zur Analy-
se urbaner Räume benutzt – „critical thirding“ nennt er sein Vorgehen und belegt
die disziplinübergreifende Fruchtbarkeit des liminalen Denkens.²³

Bei einer Übersicht anregender ‚Grenzkundler‘ darf Roland Barthes unter kei-
nen Umständen fehlen. So heißt es bereits 1977 in seiner Antrittsvorlesung am
Collège de France: „Ein Schriftsteller muß die Hartnäckigkeit des Spähers ha-
ben, der sich am Kreuzungspunkt aller anderen Diskurse befindet.“²⁴ Barthes hat

¹⁶ Ebd., S. 758.

¹⁷ Lotman, Jurij M.: Über die Semiosphäre. In: Zeitschrift für Semiotik XII, Nr. 2 (1990), S. 287-305, hier S. 292 und 297.

¹⁸ Vgl. Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*. London, New York 1994, S. 14 und 37.

¹⁹ Ebd., S. 208.

²⁰ Ebd., S. 170 und 207.

²¹ Ebd., S. 225.

²² Indem Kapoor beispielsweise Hohlräume in den Stein schlägt entsteht *inmitten* der Schwere eine Zone der offenen Möglichkeiten; oder indem er auf dem Boden liegende Steinbrocken mit Farbpigment bestreut, verleiht er ihnen einen leichten, antigraven Akzent.

²³ Soja, Edward W.: *Thirdspace. Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*. Cambridge, Oxford 1996, S. 5.

²⁴ Barthes, Roland: *Leçon/Lektion*. Frankfurt/M. 1980, S. 37f.

diesen Kreuzungspunkt (man darf wohl sagen: den Ort auf der Grenze, das Da-
zwischen) in einem Katalogtext über den Künstler Cy Twombly unübertroffen
beschrieben.²⁵ Twomblys Kritzeleien, „leicht zittrige, winzige Makulaturen auf
vagem Grund“ (S. 189), verdankten sich dezenter Dosierung, luftiger Streuung,
vermieden ein angestregtes Zuviel, glichen dem sehr feinen Knistern eines
Blattes. Es sei von der allergrößten Wichtigkeit zu begreifen, daß diese „zugleich
sehr intellektuelle und sehr sinnliche Kunst“ es sich nicht *zu leicht*, sondern
„ständig die Negativitätsprobe“ mache, um „ein Licht wahrzunehmen, das flak-
kert, aber auch strahlt, *weil es nicht lügt*“ (S. 194). Überlagerungen, die einander
nicht verdecken, unreine Schraffuren ließen „Grenzbilder“ (S. 190) entstehen: der
„Zustand, der [...] derjenige aller Bilder Twomblys ist, ist das *Spärliche*. ‚*Rarus*‘
bedeutet im Lateinischen: was Abstände, Zwischenräume aufweist, dünn gesät,
porös, verstreut ist, und genau das ist der Raum Twomblys“ (S. 191). Barthes
spricht vom Mittelmeeereffekt: „dieses ganze Leben der Formen, Farben und
Lichter, das sich an der Grenze zwischen dem Festland und der Meeresebene
abspielt“ (S. 195f.).

III.

Was ist eine Grenze? Zunächst einmal eine Differenz; die Operation des Grenz-
ziehens unterscheidet zwei Seiten. Ohne „begrenzende Unterscheidung gibt es
keine Identität, keine Form [...] ja nicht einmal eine reale Existenzmöglichkeit“.²⁶
Grenzen machen kenntlich, mitteilbar. Sie erzeugen liminale Prägnanz. An Gren-
zen treten Fremdes und Eigenes, Innen und Außen, Gegenwart und Abwesenheit
auseinander, sie erlauben Profilierungen: die Reibung an der anderen Seite läßt
die eigenen Kanten und Konturen klarer hervortreten. Trotzdem hat es immer
wieder Versuche gegeben, Grenzen zu verwischen zugunsten eines Zustandes
radikaler Durchlässigkeit. So thematisiert Michel Foucault in seiner „préface à la

²⁵ Barthes, Roland: *Weisheit der Kunst*. In: ders.: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*. Frankfurt/M. 1990, S. 187-203. Im folgenden gebe ich die Seitenzahlen an.

²⁶ Magris, Claudio: *Wer steht auf der anderen Seite? Grenzbetrachtungen*. Salzburg, Wien 1993, S. 20.

transgression“ von 1963 die wilde Gebärde einer Überschreitung, die alle Überschreitungen beendet, die sich verausgabt und schließlich selbst verschlingt, um ein Außen der Diskurse zu erhaschen.²⁷ Aber aus der liminalen Struktur der Welt kann, wer sich mitteilen will, sich nicht herauswinden.

Grenzen haben zwei Seiten, aber es sind die zwei Seiten *derselben* Grenze: jede Seite bleibt *ex negativo* auf ihre Kehrseite bezogen. Grenzen trennen nicht nur, schließen nicht nur aus, sondern sie verbinden auch, was nicht zuletzt bedeutet, „das andere als notwendige Bedingung für die gemeinsame Grenze und somit als konstitutiv [...] anzuerkennen“ und das „widersinnige Verhalten, bei dem man sich um so stärker auf den anderen bezieht, je mehr man sich gegen ihn abzugrenzen versucht“ zu überprüfen.²⁸ Grenzdenken ist ein Denken der Ambivalenz, des Mangels, des blinden Flecks. Grenzen sind nicht nur Linien der Konfrontation, sondern ebenso Orte wider die Verabsolutierung der einen wie der anderen Seite. An ihnen (nirgends sonst!) können Dialoge entstehen. Grenzen erinnern an das Verschwiegene oder Wegerklärte, halten das Komplement wach, machen Ergänzungen, Korrekturen und wechselseitige Erhellung möglich.

Zwei Unterscheidungen sind leitend für die folgenden Überlegungen zu einer Theorie des Liminalen: diejenige zwischen der Grenze als Schranke oder Schwelle und diejenige zwischen der Grenze als Linie oder Streifen. Schranke soll eine Grenze heißen, die prinzipiell unüberschreitbar ist, Schwelle hingegen eine übertretbare. Freilich macht die Rede von einer unübertretbaren Grenze nur in praktischen Kontexten Sinn, nicht aber grundsätzlich. Unzugänglich mag die andere Seite *de facto* sein; um von einer Grenze jedoch überhaupt sinnvoll sprechen zu können, muß man sich gleichsam schon auf die andere Seite versetzt haben. Wenigstens als unerkennbar muß man sie paradoxerweise bestimmt haben. Wer von Grenze spricht, kann von Übertretung nicht schweigen. „Inexistenz einer Grenze, die absolut nicht überschritten werden kann“, schreibt auch

²⁷ Vgl. Foucault, (Anm 13).

²⁸ Wokart, Norbert: Differenzierungen im Begriff ‚Grenze‘. Zur Vielfalt eines scheinbar einfachen Begriffs. In: Literatur der Grenze, Theorie der Grenze. Hg. von Richard Faber u. Barbara Naumann. Würzburg 1995, S. 275-289, hier S. 279.

Foucault, fügt aber sogleich hinzu: „umgekehrt Sinnlosigkeit einer Übertretung, die nur eine illusorische, schattenhafte Grenze überschreite“.²⁹ Mitunter können Grenzen bloß verschoben, aber nicht perforiert werden. Zuweilen bleiben Grenzen auch absichtlich unübertreten, etwa um Spannung zu erzeugen oder erotischen Kitzel durch Verzögerung zu erlangen. Vielleicht gilt es aber auch, sich vor einem Abgrund zu schützen oder ein Geheimnis zu wahren.

In seinem Artikel über das Wort „frontière“ hat Lucien Febvre an die historische Entwicklung „vom breiten, wüsten und leeren Trennstreifen zur einfachen Demarkationslinie ohne räumliche Ausdehnung“ erinnert und damit den terminologischen Hintergrund für die Beantwortung der Frage geliefert, ob man nicht nur von Grenzüberschreitung, sondern auch von Grenzgang sinnvoll sprechen kann.³⁰ Soll der Grenzgang mehr sein als die Passage einer unmerklichen Transitzone, soll es sich bei der Grenze um einen Ort kreativer Kombination und Transformation handeln, dann reicht das Linienmodell nicht hin. Im Linienmodell ist nur ein Hin-und-her zwischen den beiden Seiten, ein alternierendes Nach- und Nebeneinander möglich: Oszillation und eine letztlich inexistente Grenze. Beispielsweise hat Jacques Derrida in zwei Texten bereits typographisch die Unmöglichkeit von Grenzgängen behauptet. „Tympanon“ (die Einleitung zu den „Marges“) und „Living On/Border Lines“ bestehen aus jeweils zwei Texten, die entweder vertikal nebeneinander oder horizontal unter- bzw. übereinander gedruckt sind, so daß eine gleichzeitige Lektüre beider ebenso provoziert wie verunmöglicht wird.³¹ Indem Derrida die Zwischenräume als *différance* umspielt (das heißt immer wieder aufschiebt), vervielfacht er die Grenzen nur, anstatt sie zu begehen. Zwar ist es auf diese Weise möglich, wach und aufmerksam für das Ausgeschlossene zu bleiben und Ausschließlichkeitsansprüche zurückzuweisen. Aber wo ist der Platz, die Differenzen überhaupt festzustellen, zu vergleichen und letztlich produktiv zu

²⁹ Foucault (Anm. 13), S. 73.

³⁰ Febvre, Lucien: ‚Frontière‘ – Wort und Bedeutung. In: ders.: Das Gewissen des Historikers. Frankfurt/M. 1990, S. 27-36, hier S. 31.

³¹ Derrida, Jacques: Tympanon. In: ders.: Randgänge der Philosophie. Wien 1988, S. 13-27 und ders.: Living On/Border Lines. In: Bloom, Harold u.a.: Deconstruction and Criticism. New York 1979, S. 75-176.

vermitteln? Die Grenze bleibt das ausgeschlossene Dritte dieser Grenzkonzepte, eines Grenzdenkens ohne Grenze.

Die Grenze ist mithin mehr als die Summe ihrer beiden Seiten. Sie ist ein Terrain, das allen Beteiligten gehört, der neutrale Boden zwischen den Seiten. Ohne den Grenzstreifen wären Grenzbegegnungen gar nicht möglich. Auf dieser geteilten Plattform können Kontraste herausgestellt und Schnittmengen gebildet werden. Nicht die surrealistische Gebärde der Übertretung, sondern die kubistische Geste des traversen Blicks verhindert Einäugigkeit und ermöglicht aufschlußreiche Verbindungen.

Einem Grenzgänger wäre es also darum zu tun, „vielgestaltig zu werden und Übergänge zu lernen, zumindest der anderen Möglichkeiten eingedenk zu bleiben, wenn er die eine wählt“.³² Wie sieht das Innere der Grenträume aus, wie sind Grenzgänge beschaffen? Der Grenzstreifen hat eine ethische und eine ästhetische Dimension, er ist zugleich Freiraum und Spielraum. Er ist Freiraum, weil man auf ihm um die Partikularität der einen wie der anderen Seite weiß. Von ihm aus lassen sich die verschiedenen Seiten ins Gespräch bringen. Der Grenzraum befreit von Einseitigkeit und zu Vermittlung. Gleichwohl bleibt immer Differenz in der Welt: die Ausdehnung des Grenzstreifens auf alles würde ja die Grenze selbst zum Verschwinden bringen und damit ihr Ziel mit dem Erreichen des Zieles aufheben. Und der Grenzraum ist Spielraum, weil der Grenzgänger um die Berechtigung der Momente, Facetten, Seiten und Aspekte weiß, ihre Möglichkeiten angeregt nutzt und neue Verknüpfungen schafft.

Man könnte einwenden, der Grenzgänger verhalte sich parasitär zu den beiden Seiten, zwischen denen er sich bewegt und aus denen er die Materialien seiner Identität bezieht. In der Tat sollte dieser Sachverhalt den Grenzgänger vor Dünkel und Verachtung bewahren. Andererseits übersieht dieses Bedenken den nichttrivialen Charakter des Grenzgangs: Der Grenzgänger nimmt nicht nur, er

gibt auch: seine verblüffenden Kombinationen und Transformationen kommen beiden Seiten zugute und erinnern sie an die Rückseite ihrer Existenz.

Grenzgänger loten die prekären, vertrackten Verhältnisse der Zwischenräume aus. Das erhellt auch, warum es so schwer ist, die grenzgängerische Balance zu halten: zu groß ist die Verlockung der unkomplizierten, stabilen Einseitigkeiten. Stets ist das Gleichgewicht gefährdet durch den Reiz weniger anspruchsvoller Konstellationen. Die Unwahrscheinlichkeit des Grenzgangs wirft auch Licht auf die Souveränität des Grenzgängers. Er kann nicht deutlich genug von Vertretern einer spannungslosen, sogenannten ‚goldenen Mitte‘ unterschieden werden. Im Gegensatz zu jenen, die sich stets äquidistant zu beiden Seiten verhalten, die Brisanz und die Tragik der Momente nicht kennen, steht der Grenzgänger nicht detachiert auf liminalem Niemandsland, um dem Defilee der Extreme gelassen zuzuwinken. Er läßt sich ein, ist *interessiert*, was durchaus bedeuten kann, vorübergehend und unter Wahrung der Möglichkeit des Grenzgangs in die Welt einer Seite einzutauchen.

Doch sind die Streifzüge des Grenzgängers praktisch durchführbar? Ist, wer alle zu ihrem Recht kommen lassen will, nicht ineffizient und allzu anfällig für Redundanz? Wird Offenheit mit Umständlichkeit, Vernetzungsarbeit mit Langsamkeit bezahlt? Vielleicht, doch dürfen die zerbrechlichen Gewißheiten des Grenzgängers auf mehr Zustimmung hoffen als partikuläre Positionen, speisen sie sich doch aus den Beiträgen aller und verlangen nicht mehr als ein Minimum an Übereinstimmung. Herausforderungen, Irritationen braucht der Grenzgänger nicht zu fürchten, sucht er sie doch. Gleichwohl machen Grenzgänge nur dann Sinn, wenn man davon ausgeht, daß den jeweiligen Seiten Teilwahrheit zukommt, daß sie Hinsichten darstellen. Wäre eine oder wären gar beide Seiten falsch, erübrigte sich der Grenzgang; allerdings könnte man dann immer noch fragen, ob nicht unter anderer Perspektive oder auf einer anderen Ebene gleichsam ein Körnchen Wahrheit in den Seiten steckt. Könnten hingegen beide Seiten mit gleichem Recht in derselben Sache unterschiedliche Wahrheit beanspruchen, dann läge eine aporetische Situation vor, ein liminales Patt, und der Grenzgang wäre unmöglich. Dieser Widerstreit ließe sich nur mehr exponieren und müßte

³² Böhme, Gernot: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Darmstädter Vorlesungen. Frankfurt/M. 1985, S. 9.

einstweilen ertragen, Entscheidungen müßten willkürlich getroffen werden. Darüber hinaus gilt freilich, daß ein Grenzraum wiederum nur die eine Seite einer weiteren Grenzziehung sein kann, so daß höherkomplexe Grenzgänge entstehen können. Anders herum: Man darf erwarten, daß bereits die Anfänge unrein sind, daß viele Mitmischer daran beteiligt waren.

Grenzzustände bleiben immer labil, können ‚umkippen‘. Nur in der Bewegung lassen sie sich aufrecht erhalten. Ihr Gelingen ist unauflöslich mit Veränderung verknüpft. Die Synthesen des Grenzgängers sind nicht selten Provisorien; er muß präsent bleiben, bereit, umsichtig, gewandt. Querverbindungen faszinieren ihn, erspürt er doch die verborgenen Gleichheiten und gegenseitigen Bedingtheiten der unterschiedlichen Seiten, erkennt ihre Partikularität, genießt ihren Glanz. Den Launen des Zufalls und den erstaunlichsten Koinzidenzen gegenüber aufgeschlossen, bleibt er in allen Wechselfällen des Lebens doch am selben Ort: auf der Grenze. Auf merkwürdige Weise ist dieser Ort zugleich ein Nicht-Ort, denn indem der Grenzgänger der einen wie der anderen Seite suspekt ist, ist er ein einsamer Mensch. Indem er jedoch zugleich jenen Streifen durchmißt, der beiden eine Heimstatt bietet, ist er überall zuhause.

Was hat unser Streifzug durch liminale Gefilde ergeben? Im historischen Schnitt zeigte sich, daß die neuzeitlich-moderne Bewegung der Übertretung sämtlicher Grenzen sich in der Postmoderne erschöpft hat. An die Stelle transgressiver Gebärden treten liminale Lebensformen und Denkweisen. Dazu müssen jedoch – das entwickelten die theoretischen Textpassagen – Grenzen nicht als Linien zwischen zwei Seiten, sondern als Streifen, als Zwischenräume gedacht werden. Auf diesen Zwischenräumen können Grenzgänger navigieren und neue Konzepte und Formen der Existenz erproben. Spuren solcher Grenzgänge sind allenthalben vorhanden, in Kulturtheorie und kultureller Praxis. Wer ihnen folgt, wird es kaum bereuen.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Über Grenzen : Limitation und Transgression in Literatur und Ästhetik /
Claudia Benthien/Irmela Marei Krüger-Fürhoff (Hrsg.). -
Stuttgart ; Weimar : Metzler, 1999
(M-&-P-Schriftenreihe für Wissenschaft und Forschung)
ISBN 3-476-45207-7

ISBN 3-476-45207-7

Dieses Werk ist einschließlich aller seiner Teile geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Vervielfältigungen, Übersetzung, Mikroverfilmungen und Einspeicherung in elektronischen Systemen.

M & P Schriftenreihe für Wissenschaft und Forschung

© 1999 J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart

Druck und Bindung: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm
Umschlaggestaltung: Willy Löffelhardt unter Verwendung einer Abbildung
von Max Ernst © VG Bild-Kunst

Printed in Germany

Inhalt

<i>Claudia Benthien / Irmela Marei Krüger-Fürhoff</i> Vorwort	7
<i>Joachim Grage</i> Abgrund und unendlicher Horizont. Skandinavische Meeresdichtung des 17. und 18. Jahrhunderts	17
<i>Barbara Hunfeld</i> Das sprachloses All und der Kosmos der Sprache. Semiotische Grenzen und Grenzüberschreitungen in Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre“	39
<i>Irmela Marei Krüger-Fürhoff</i> Gefährliche Lektüren. Inzest als literarischer Grenzgang in Mary Shelleys „Mathilda“	62
<i>Christine Schmider</i> Versuchung zwischen Wort und Bild. Zur Ästhetik des Aufschubs in Flauberts „La Tentation de saint-Antoine“	84
<i>Franziska Herold</i> Der totalitäre Leib. Zur Körpermetaphorik sowjetischer Grenz-Erzählungen der 30er Jahre	108
<i>Claudia Benthien</i> Poetik der Auflösung. Fluidale Erkenntnis und regressive Kosmogonie in Brochs „Der Tod des Vergil“	136

Christof Kalb

Selbstbildung im Leiden.

Zur Rekonstruktion beschädigter Identität in Ritual und Kunst 161

Claudia Breger

Mimikry als Grenzverwirrung.

Parodistische Posen bei Yoko Tawada 176

Brigitte Weingart

Parasitäre Praktiken.

Zur Topik des Viralen 207

Dirk Hohnsträter

Im Zwischenraum.

Ein Lob des Grenzgängers 232